Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL. J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407--6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Mittwoch, den 14. November 1917.

Eine psychologische Ursache.

Unterhaltungen über das, was nach dem Friedensschluß geschehen wird, sind jetzt häufig, und sehr oft wird, meistens von Leuten, die wenig von der Sache verstehen, gesagt, daß die Vereinigten Staaten dann in vieler Beziehung von dem Auslande, und besonders von Deutschland, unabhängig dastehen werden. So wurde z. B. neulich mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß während des letzten Jahres eine Menge Kapital in neuorganisierte Gesellschaften zur Herstellung von Farben, Chemikalien und ähnlichen Dingen gesteckt worden sei, in welchen vor dem Kriege deutsche Fabrikanten tatsächlich ein Monopol besaßen.

In den ersten Kriegsjahren, so sagt man, wäre dies nicht geschehen, weil man fürchtete, daß, ehe die Fabrikation recht im Gange sei, und sich ein fester Abnehmerkreis gebildet hätte, der Friedensschluß es Deutschland ermöglichen würde, die noch im Werden begriffene neue Industrie durch Ueberschwemmung des Marktes mit billiger Ware zu zerstören, selbst wenn die Ware eine Zeitlang ohne Profit verkauft werden müßte. Jetzt aber sei es klar, daß, selbst wenn der Krieg nicht lange mehr dauere, Deutschland noch auf Jahre hinaus nicht imstande sein werde, seine alten Märkte wieder zu gewinnen, besonders da man wohl auf recht hohen Schutzzoll werde rechnen dürfen.

Hört man aber Sachverständige reden, wenigstens wenn sie nicht gerade selber daran interessiert sind, einen gegenteiligen Eindruck hervorzurufen, so scheinen die Aussichten auf eine erfolgreiche Konkurrenz der Vereinigten Staaten in den reineren Industriebranchen durchaus nicht so rosig.

Daß die neu zu errichtenden Fabriken während des Krieges eine Menge von früher aus Deutschland importierten Waren fabrizieren und einen Teil dieser Waren auch nach dem Kriege noch mit Gewinn herzustellen vermögen werden, darüber kann kein Zweifel sein, und das ist natürlich vom amerikanischen Standpunkte nur mit Freude zu begrüßen. Aber es wird wohl auch hier sich wieder zeigen, was bisher in der Geschichte der amerikanischen Industrie noch immer zu Tage getreten ist: Wo es sich um Erzeugnisse des Massenverbrauchs handelt, wo daher die Hauptfaktoren die Flüssigkeit des notwendigen Kapitals und eine mäßige Geschicklichkeit der Arbeiter und der leitenden Beamten sind, da kann die amerikanische Fabrikantenwelt mit der ganzen Welt konkurrieren und häufig sogar durch eine gewisse Leichtigkeit und Eleganz der Formengebung und kleine mechanische Verbesserungen, die einem findigen Yankeekopf entspringen mögen, die ganze Welt aus dem Felde schlagen. Wo es sich aber um Dinge handelt, bei denen eine das gewöhnliche Maß überschreitende Geschicklichkeit, sei es der Handarbeiter, sei es der wissenschaftlich gebildete Techniker und Chemiker, die Hauptsache ist, da ist — früher wenigstens — noch immer der Deutsche Sieger geblieben. Und gerade um solche Dinge wird es sich bei dem zukünftigen friedlichen Wettkampf der Völker handeln. Deshalb werden sich auch die neuen Farbenfabrikanten aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens vorläufig auf die Herstellung der verhältnismäßig gröberen Massenprodukte verlegen, während die eigentliche Qualitätsware nach wie vor eingeführt werden wird. Dabei werden sich die Amerikaner und die Deutschen gleichermaßen am besten stehen.

Ein Fabrikant aus New Jersey äußerte sich über diese Angelegenheit kürzlich folgendermaßen: „Der Grund für die Ueberlegenheit der Deutschen, und bis zu einem gewissen Grade auch der Engländer über uns Amerikaner liegt auf dem psychologischen Felde. Ich fabriziere, wie Sie wissen, Sachen aus Knochen, Horn und Zellfasern, darunter auch Messergriffe und Aehnliches. Seit Kriegsausbruch kann ich die feineren Klingen, die sonst aus England oder Deutschland kamen, nicht mehr bekommen, deshalb mache ich auch selber die besseren Griffe nicht mehr. Aber es werden auch hierzulande Messer gemacht, warum verlegen sich die Fabrikanten nicht auf die feinere Sorte? Ihre Arbeiter sind zum großen Teile Engländer und Deutsche, die ihr Handwerk zu Hause gelernt haben. Aber seit sie nach Amerika gekommen, ist bei ihnen ein psychologischer Umschwung eingetreten, ihnen selber meist unbewußt. Ihre Landsleute drüben sind gewohnt, ihr Handwerk als eine Lebensaufgabe anzusehen, und sind mit ihrer Lebensstellung zufrieden. Der bescheidene Verdienst, das bescheidene Leben in einem engen, aber altgewohnten Kreise genügen ihnen. Sie lieben ihre Arbeit, und wenn sie dieselbe gut ausführen, so finden sie Befriedigung darin. So sind sie imstande, ihr ganzes Wesen sozusagen auf die Herstellung der bestmöglichen Messerklinge einzustellen. Sie konzentrieren nicht nur ihre augenblickliche Aufmerksamkeit, sondern sozusagen ihre ganze Geistes- und Seelentätigkeit darauf und leisten Vorzügliches. Kommt ein solcher Arbeiter nach Amerika, so dringen tausende neuer Eindrücke auf ihn ein. Bald will er Neues sehen, Neues tun, sei es in den Arbeitsstunden, sei es im Privatleben. Es dauert gar nicht lange, so ist er psychologisch dem gebürtigen Amerikaner angeähnelt. Er ist oberflächlicher, scheinbar gewandter, aufgeweckter geworden, aber jenes äußerste Geschick für sein Handwerk hat er mit der ungestörten Konzentration auf den einen Punkt verloren. Es ist ihm die Liebe zur Arbeit um ihrer selbst willen, der unbedingte Wille, Vorzügliches zu leisten, abhanden gekommen, denn er hat jetzt für zu viele andere Dinge ein zerstreuendes Interesse."

Und was für den Messerschmied gilt, das wird auch für den Chemiker, den Ingenieur gelten. Der psychologische Faktor ist bei allen höchsten Leistungen des Menschen, ob im Handwerk, in der Technik, in der Wissenschaft oder sonstwo, das Ausschlaggebende.

Eines Versuchs wert.

In dem lobenswerten Bemühen, die menschlichen Wohnstätten gesünder zu gestalten, haben die Verwaltungen vieler unserer größeren Städte vor Jahren strenge Verfügungen erlassen, die das Halten von Schweinen, Hühnern und dergleichen in den dichter bebauten und besiedelten Stadtvierteln und Vorstädten verbieten. In voll aufgebauten Stadtgebiet ist diese Zucht des Borsten- und des Federviehs selbstverständlich unmöglich. Anläßlich der Teuerung und des Fleisch- und Eiermangels wird jedoch jetzt die Frage aufgeworfen, ob die Behörden nicht in ihren Bestrebungen zu weit gegangen sind und wenigstens zeitweilig von der strengen Durchführung der Verfügungen absehen sollten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auf diese Weise in den Städten große Massen von Abfällen, die sich trefflich für solche Haustiere eignen, verloren gehen. Ein Mann, der der Sache einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, berechnet, daß z. B. New York mit seinen Abfällen, die gegenwärtig weggeworfen oder verbrannt werden, 500,000 Schweine fett machen könnte. Durch neue Abfallverwertungsprozesse wird zwar heutzutage ein ganz ansehnlicher Teil der früher gänzlich unverwendet gebliebenen Abfälle mit gutem Erfolge ausgebeutet und nutzbar gemacht, aber diese Art der Verwertung ist bei weitem nicht so nutzbringend als die Verfütterung der Abfälle. Eine in den Höfen oder Gärtchen der Vororte betriebene Hühner- oder Kaninchenzucht könnte Tausenden von Familien billigeres Fleisch und im ersteren Falle auch Eier liefern. Zum mindesten könnte in der angedeuteten Richtung ein Versuch gemacht werden, um den Anforderungen der Kriegszeit nachzukommen.

In Wisconsin will jemand erfolgreiche Versuche mit Lehm als Heizmaterial gemacht haben. Warum auch nicht? So gut wie manche Kohlen sollte Lehm schon leicht brennen.

Eitelkeit ist nach dem Ausspruche eines geistreichen Spötters die Klippe, an der die meisten Größen, gar viele Gelehrte und alle Weiber scheitern.

Die Männer regieren die Welt und die Frauen die Männer. — Man sollte meinen, damit könnten auch die Frauen zufrieden sein.

Die Menschen kennen sich im Allgemeinen in der Naturgeschichte schlecht aus. Beinahe jeder hält seine eigenen Gänse für Schwäne.

Wandlung.

Skizze von Max Roß.

Es war lächerlich, er sagte es sich selber. Und auf dem Wege nach dem Bahnhofe wiederholte er es sich immer wieder. Ja, als er nur noch zwei Schritte vom Billetschalter entfernt stand, zögerte er von neuem und legte sich die Frage vor, was es denn nur für einen Zweck haben könne, nach einem weit entfernten Ort zu fahren, um ein Mädchen zu sehen — ein Mädchen, von dem er seit acht Jahren nichts gehört hatte, das ihm nur in Gedanken nahegegangen, das von dieser stillen Neigung keine Ahnung hatte und heute wer weiß was und wer weiß wo sein konnte. Inzwischen aber war er schon an den Schalter getreten, hatte den Namen des kleinen Ortes genannt und die Karte in Empfang genommen. Und während er dem Bahnsteig zuschlenderte, mußte er daran denken, wie er hier vor acht Jahren angekommen war: jung, mit vielen und großen Plänen und von einer Energie, die alle Hindernisse im Spiel zu überwinden glaubte. Von den Plänen war wenig übrig geblieben. Und die Jugend, na ja: er fuhr mit der Hand ans Kinn: der Jugend war ein Vollbart gewachsen. Er hatte bisher keine Zeit gehabt, darauf zu achten. Das Leben lief so allmählich dahin, daß man selten zur Selbstbesinnung kam. Arbeit und wieder Arbeit — darüber hatte sich Tag zum Tag, Jahr um Jahr vorbeigeschlichen. Daneben ging nur immer das Bild, ihr Bild, wie ein stummer Begleiter, das ihn aufmunterte und etwas der Hoffnung Aehnliches in ihm wach erhielt. Es war unverändert und frisch geblieben seit dem ersten Tage, da es in ihm auftauchte, und folgte ihm lächelnd in all der Plage und dem Abmühen ums tägliche Brot. Er hatte nie eine Absicht damit verbunden; es war ganz und gar eine Gedankenfreude für ihn.

Nun wurden ihm plötzlich einige freie Tage. Er wußte nicht recht, was damit anfangen. Um so weniger, als alles bei ihm einen Inhalt haben sollte. Er mochte sich nicht am Abend sagen: dieser Tag war um nichts da. Und plötzlich war ihm wie lockend wieder das alte Phantom erschienen — er nannte es selbst so — und zog ihn an. Er wehrte sich, wies es von sich als unsinnig und konnte doch nicht loskommen. Lächelnd, freundlich, schön, stand es vor ihm — wie damals, als er in dem kleinen Orte wohnte und das Mädchen an jedem Tage einige Male an seinem Fenster vorübergehen sah. Das war die hellste Zeit seines bisherigen Lebens gewesen. Nicht nur des Mädchens wegen. Sondern deshalb, weil er alles mit frohen Augen angesehen. Menschen und Dinge schienen ihm klarer und einfacher als heute, da er es nicht vermeiden konnte, daß ihm überall auch die Mängel sichtbar wurden, und er sich sagen mußte, daß nicht alles schwarz oder weiß, sondern daß diese Farben meist immer gemischt waren. Mancherlei Illusionen hatte die Zeit unmerklich ausgelöscht. Nur das eine Bild stand noch da, erhaben über allem. Dem konnte auch die Zeit nichts anhaben. Und er hätte es sich gerne hinübergerettet ins Alter.

Der Zug fuhr gleichmäßig ratternd dahin. Eins, zwei drei . . . eins, zwei, drei . . . schaukelten die Achsen. Felder, Gehöfte, Wiesen und Wald glitten vorbei. Auf einsamem Hügel eine alte Windmühle, die träge ihre alten, gebrechlichen Flügel drehte. Der Grübelnde achtete kaum darauf. Es war ihm seltsam zu Mute und fast bange wie vor einer großen Entscheidung. Alle Sinne nach innen gespannt. Ueberraschend schnell kam er ans Ziel. Ohne Aufenthalt wanderte er in den Ort hinein. Da war vieles verändert. Enger schienen die Gassen geworden, schmutziger, hinfälliger die Häuser. Er entsann sich eines alten Freundes und suchte ihn auf. „So," sagte der, „der Gottlieb bist Du? Ja, ja, ich entsinne mich. Warst immer ein närrischer Kerl. Also das Städtchen willst Du Dir wieder einmal ansehen? Schade, daß ich keine Zeit habe. Ich ginge gern mit Dir. Aber die Arbeit. Vielleicht, wenn Du am Abend wiederkommst?" Gottlieb brachte die Rede auf das Mädchen. „Hm," sagte der andere, „die Hilde, was? O, sie ist immer noch hübsch. Drei Kinder hat sie. Schrammel hat sie geheiratet, Kaufmann Schrammel, Du weißt doch: der mit den fettigen Aermeln. In der Krummengasse ist der Laden, wenn Du hinwillst."

Gottlieb stand auf der Straße und meinte, man habe ihm kaltes Wasser auf den Kopf gegossen. Lächerlich, dachte er, lächerlich. Es war ja gar nicht anders zu erwarten. Aber es zitterte doch etwas in ihm und trieb ihn nach der Krummengasse. Vor dem Ladentische stand eine Frau, die allerlei Düten in einen Korb packte. Und hinter den hohen Bonbonbüchsen kam eine rote, triefende Hand zum Vorschein, die einen Hering in Zeitungspapier einwickelte. Und eine Frauenstimme sagte: „Ein fetter Kerl, was? Und dann: „Sie wünschen, mein Herr?"

Gottlieb stand noch in jähem Staunen, als die Kundin schon gegangen. Er starrte verwundert in das blühende, runde Gesicht der Kaufmannsfrau. „Kennen Sie mich nicht?" Sie überlegte und betrachtete ihn dreist. Dann schlug sie mit der flachen Hand auf den Ladentisch: „Der Gottlieb etwa?" — „Ja, der Gottlieb." Sie schüttelten einander die Hände. Ein gleichgültiges Gespräch kam in Fluß. Gottlieb hörte die Worte nur halb und sagte alles mechanisch. Er sah nur. Sah die Falten um Auge und Mund und bemerkte, daß der Blick matt und kalt geworden war. Auch daß sie schlecht gekämmt war, fiel ihm auf. Und der Ton der Stimme. So hart und spröde klang's, ohne Wärme und wirkliches Interesse. Erst als sie vom Geschäft anfing, wurde sie lebhaft. Und im Laufe des Gesprächs sagte sie plötzlich:

„Wissen Sie, daß ich früher 'mal geglaubt habe, Sie seien in mich verschossen?"

„O," erwiderte Gottlieb, „das . ."

„Unsinn, was? Ja, ja, man war ein dummer Fratz dazumal."

Gottlieb sah sie groß an, und ein jäher Haß erwachte in ihm. Daß sie sein Bestes schmähte. Er ging — ohne Förmlichkeit.

Geradeaus zum Bahnhof steuerte er, und es war ihm, als habe er etwas sehr Schmerzliches erlebt. Mit dem nächsten Zuge fuhr er ab. Dann versuchte er, sich in Gedanken wieder das alte Bild herzustellen. Es gelang ihm nicht. Immer kam die rote, triefende Hand zum Vorschein. . . .

Gehorsam muß sein!

Kaiser Franz Josef von Oesterreich und Kaiser Wilhelm I. hatten in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu gleicher Zeit die Kur in Bad Gastein gebraucht. Der österreichische Kaiser war eher fertig und verabschiedete sich mit seiner Gemahlin von dem deutschen Monarchen.

Letzterer wollte es sich nun nicht nehmen lassen, das scheidende Paar noch eine Strecke Weges zu begleiten. Franz Josef aber fürchtete, der greise Freund möchte sich dabei überanstrengen, und bat ihn daher, davon abzusehen. Alles Abraten aber wollte nichts helfen.

Da richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf, nahm seine ernsteste Miene an und sagte, mit einem bezeichnenden Blick auf die Uniform eines österreichischen Obersten, die Kaiser Wilhelm der Begegnung zu Ehren angelegt hatte, während er selbst Feldmarschalluniform trug: „Hiermit befehle ich dem Herrn Oberst, hier zu bleiben!"

Da blieb Kaiser Wilhelm stehen, schlug die Hacken zusammen und sagte, militärisch grüßend und leise lächelnd: „Zu Befehl, Exzellenz — da bleibt mir freilich nichts anderes übrig, wie zu gehorchen."

In fröhlicher Stimmung schieden die Monarchen voneinander.

Gut gemeint.

Einst kam eine Bauernfrau aus dem Schleswigschen zum König Friedrich VII. von Dänemark, der auf dem Schlosse in Glücksburg wohnte, um die Freigabe ihres einzigen Sohnes vom Militärdienst zu erbitten. Vor dem Audienzzimmer zog sie ihre Holzschuhe aus und sagte zu dem dienstuenden Adjutanten: „Passen Sie mir gut auf meine Pantoffeln auf! Sie haben ja doch nix anderes zu tun."

Als sie den ziemlich korpulenten König sah, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Mein Gott, wat is he dick!"

Der König lachte herzlich über die originelle Huldigung und erfüllte ihr ihre Bitte, gab ihr sogar die schriftliche Zusicherung, daß ihr Sohn nicht zu dienen brauche, da die Frau es durchaus schriftlich haben wollte.

Nachdem sie den Schein empfangen, zog die Bäuerin einen Taler aus der Tasche und überreichte ihn dem König mit den Worten: „Unser Schulze nimmt für alles zwei Taler, aber Sie sind 'n reicher Mann, Sie werden's ja wohl für einen tun."

— Man merkt die Absicht und ist nicht verstimmt. „Stellen Sie doch meiner Tochter ein paar Tennisspieler vor!"

„Bitte, ich bringe gleich den Herrn Meyer, er spielt allerdings miserabel — aber mit ernsten Absichten!"

— Der Pedant. Professor (teilnehmend zum Vater des Schülers): „Also am letzten Ferientage ist Ihr guter Sohn gestorben? Das tut mir unendlich leid... Hatte er übrigens schon seine Ferienaufgaben gemacht?"

WAR-PROPAGANDA.

From The New Republic.

The New Republic has received recently many letters from readers who are troubled by certain phases of the foreign and domestic policy of the government. These letters come almost entirely from people who favored the declaration of war against Germany last April and who have been no less in favor ever since of vigorous and wholehearted military, naval and economic co-operation with the Allies for the purpose of preventing German victory. But they do not want the vast power which their nation is now creating exerted exclusively for the purpose of preventing German victory. They were converted to the employment of such a dangerous and double-edged weapon as war partly because of President Wilson's previous propaganda in favor of international organization, and because they saw no way of effectively bringing the influence of this country to bear on behalf of lasting peace save by participation in the risks, the sacrifices and the labor of defeating German aggression. What troubles them now is a doubt whether the diplomatic management of the war by the American government, and the propaganda recently associated with it, is calculated either to promote lasting peace or to extinguish German militarism; and this doubt has been reenforced by the extent to which the government has recently been setting up a coercive censorship over public opinion. The doubters quote President Wilson's words, "Just as we fight without rancor and selfish object . . . we shall, I feel confident, conduct our operations as belligerents without passion and ourselves observe with proud punctilio the principles of right and fair play we profess to be fighting for"; and they ask in all seriousness how far the American nation is being urged to conduct its war-like operations without rancorous passion and how far its government is itself proudly and punctiliously observing its advertised principles of right and fair play.

If these doubters raise any question as to the wisdom of the declaration by this country of war on Germany or as to the overwhelming importance of resisting uncompromisingly the triumph of the German military party. The New Republic has no sympathy with their criticism. The price of American participation may be heavier than was anticipated some months ago, but the increased cost is outweighed by the clearest possible testimony to its salutary consequences. When the decision had to be made, there was no way of being sure what the effect would be on the outcome of the war of an unrestricted submarine campaign. No one could certainly tell whether or not the connivance at its barbarities by this country would or would not be equivalent to an underwriting of German victory. We now know that it probably would have enabled the Germans to win. The combination of the submarine campaign, the Russian revolution and American refusal to resist the former and to support the latter would have reduced France, Great Britain and Italy to a struggle against odds which could hardly have failed to result either in a war of general extermination or in a treaty of peace favorable to Germany. Those who opposed American intervention are finally condemned by the manifest practical consequences of American abstention. By clearing the way for a triumph of the military caste in Germany it would have left democracy throughout the world with its back to the wall and condemned to adopt permanently instead of temporarily the handicap of militarism. In no country would the democratic movement have been more defenseless than in America. For we would have been isolated, distrusted and friendless in a world more than ever militarized, and we would have armed, not as at present with some hope of making a temporary use of military force contribute to enduring peace, but under the influence of a bad conscience and an overwhelming fear.

In the essential respect the wisdom of American participation in the war has been brilliantly vindicated by the event. Any criticism of the government which tends to a contrary conclusion and which implies a willingness to acquiesce in a victory for the German government, because of a reluctance to pay the price of its defeat, must be unequivocally repudiated. But this is not the whole story. The letters of our correspondents suggest a criticism of the conduct of the war which assumes the need and value of implacable American resistance to German aggression, but which questions the means which are being adopted to make that resistance effective. They raise a doubt whether the American government is adapting its domestic policy to the need of securing the kind of support from popular opinion which is required for the success of its diplomatic campaign against the German government and for the fulfilment of its ultimate purposes in entering the war. That campaign consists essentially in our attempt to capitalize the moral superiority of the cause of the Allies, to assist military with political issue of the war in such a way as to impair German morale by undermining the defense psychology of the German people and at the same time to give increasing endurance and integrity to the morale of the enemies of Germany. But a nation which uses political weapons must conform in its own behavior to the spirit of its policy. Its people must cooperate with its government in offering to the German people the olive branch as well as the sword, and this the American nation is not doing and is not being encouraged to do by its own government. A diplomacy which depends upon a combination of coercion and conciliation is being sustained by a war propaganda which is exclusively vindictive and coercive in spirit and method. This propaganda is already compromising the success of the President's attempt to impair German morale, and unless it is checked its effect on the morale of this country is likely to be no less deplorable.

From the editorials which appear in the enormous majority of American newspapers, from the speeches which are being made by a majority of American patriotic orators, no one could possibly infer that the American government officially entertained a policy except that of a decisive military victory, which was to be obtained at any cost and which would be used for the purpose of chastising and humiliating the German people. Few newspapers and none of the speakers so much as refer to the President's alternative of a peace of reconciliation or greet with the slightest encouragement the efforts which are now being made by the liberal parties in Germany to defeat the aggressive designs of their own government. On the contrary the detestable practice of classing the whole German nation together as assassins und Huns seems to be coming into favor. Stump speakers sent out by defense societies are evoking in the name of American patriotism the most malignant and venomous passions of their audiences, not only against the whole German nation, but against everyone in this country who disagrees with their attitude and who does not share their own rancor and intolerance. Temporarily the propaganda of patriotism has been divorced from every feeling and idea which last spring reconciled so many pacifically minded Americans to participation in the war.

How is it possible to pretend that a war conducted in such a spirit can make for enduring peace? It is this headstrong and vindictive state of mind, this easy confusion of blind pugnacity with the sense of absolute righteousness which has been and always will be the most fruitful mother of wars. As a matter of fact the people who are now laboring to infect American public opinion with their own virulence always have been and still are the enemies rather than the friends of lasting peace. They were doing their best to militarize this country before it entered into the war, and they are making the best of their opportunity to continue the work, and their efforts will not cease after the war is over. When the President proclaimed in the Senate address of last January his program of constructive internationalism, they either sneered at it or denounced it. They can be counted on to resist any attempt to put it into effect. At present they are supporting him only in so far as he is making war. They are deliberately endeavoring to neutralize his attempt to accomplish in part the better objects of the war by the conciliatory methods of a democratic diplomacy. One and all they are the President's bitter and irreconcilable personal enemies. They are only waiting for a good opportunity to turn on him and rend him once again as they did during the last campaign.

The government cannot escape some measure of responsibility for the ugly and sinister mask which is being fastened on the face of American patriotism. It could not have wholly prevented this perversion of the spirit, which, according to the President, would be punctiliously observed by the nation in its conduct of the war, but it could have done much to counteract the process of demoralization. The great failure in the domestic policy of the government has consisted in its management of public opinion. It has depended too much upon the repetition of the President originally embodied his policy and has neglected the task of applying them to the concrete problems of domestic and foreign policy in a way which would increase their vitality. The official press bureau has done nothing to assist the President's diplomacy by disseminating its spirit, and by explaining its purposes and its consequences. It has done absolutely nothing to arouse the interest of public opinion in the constructive problems of the settlement. Its notion of information and propaganda has been a poor survival of the muckraking magazine. The result is that when two different kinds of agitation inimical to the success of its own policy started up, the government was placed at a grave disadvantage. It was not prepared to resist a militarist agitation which was dangerous to its work on behalf of enduring peace, and it could think of no answer to an agitation in favor of immediate peace except violent suppression. Of course the effect of suppressing the agitation for peace at any price and conniving at the agitation for war at any price has been to strengthen both extremists and weaken the supporters of its own intermediate policy. The peace propagandists rejoice in suppression because it drives agitation underground where it will become much more irresponsible, insidious and menacing. The militarist agitators are permitted without protest to impose themselves on the public as the only unadulterated American patriots.

A sufficient, although not the only, objection to such a method of managing public opinion is its tendency to impair the ultimate efficiency of our American contribution to the war. Not only does it increase the resistance which the American military and political power will have to overcome both at home and abroad, but it will inevitably tend to dry up the fountain of American moral endurance. The American people will eventually react against a war which they were induced to enter because it was intended to safeguard democracy and to promote organized peace, but which is being too much managed by people who are opposed to organized peace, who expressly repudiate the idea that it was intended to safeguard democracy and who by all their words and acts prove an utter lack of faith in any method of dealing with enemies and opponents except that of violence. No matter how drastic the measures adopted to suppress opposition to a war conducted in a spirit of vindictive and savage hatred, that opposition will grow. Such a war would be too offensive to American national conscience. It would be too injurious to American national interest. The President, by every promise which he made to the American people in leading them into war, is committed to evoking for its support a different kind of propaganda. Otherwise he will fail in his campaign to divide the German people from the German government; the war will become more than ever one of physical and moral attrition and of competitive annihilation; the Russian republic will be submerged for a generation or more and ultimately the connection will be severed between the government as the official engine of organized power in America and the deepest source of American moral endurance and aspiration.